

btb

La Hague im Nordwesten der Normandie: Nur wenige wohnen hier, am Ende der Welt, am Meer, dort, wo die Menschen ebenso schroff sind wie die Natur – bis eines Tages Lambert auftaucht.

Fremde werden von den Einheimischen argwöhnisch beäugt, aber Lambert gehört irgendwie dazu. Vor vierzig Jahren starben seine Eltern und sein Bruder bei einem Bootsunglück. Nun ist er zurückgekommen, um das Unglück von damals aufzuklären. Und allmählich bröckelt die Wand des Schweigens, hinter der jeder Dorfbewohner ein Geheimnis zu verbergen scheint ...

CLAUDIE GALLAY, 1961 im Département Isère geboren, gilt als eine der populärsten Schriftstellerinnen Frankreichs. »Die Brandungswelle« stand monatelang auf der französischen Bestsellerliste, wurde mehrfach ausgezeichnet und in elf Sprachen übersetzt.



*»Ein durch und durch sinnliches Buch.«*

NDR

CLAUDIE GALLAY

# Die Brandungswelle

Roman

Aus dem Französischen  
von Claudia Steinitz

btb



Für Lucile,

»Ihr werdet mich erkennen,  
ich bin der, der vorübergeht.«

RENÉ-PAUL ENTREMONT



Zum ersten Mal sah ich Lambert am Tag des großen Sturms. Der Himmel war schwarz und niedrig, auf dem Meer toste es schon kräftig.

Er war kurz nach mir gekommen und hatte sich auf die Terrasse gesetzt, an einen Tisch mitten im Wind. Die Sonne ließ ihn das Gesicht verziehen, es sah aus, als würde er weinen.

Ich beobachtete ihn, nicht weil er den schlechtesten Tisch gewählt hatte, und auch nicht wegen seiner Grimassen. Ich beobachtete ihn, weil er genauso rauchte wie du, den Blick ins Leere gerichtet, mit dem Daumen über die Lippen streichend. Trockene Lippen, vielleicht trockener als deine.

Ich vermutete, er sei Journalist – so ein Sturm zur Tagundnachtgleiche konnte ein paar schöne Fotos geben. Hinter der Mole grub der Wind bereits tiefe Wellentäler und vertrieb den Gezeitenstrom *Raz Blanchard* – die schwarzen Flüsse aus den Nordmeeren oder den Tiefen des Atlantiks.

Morgane kam aus dem Gasthof. Sie bemerkte Lambert.

»Sie sind nicht von hier«, sagte sie und fragte, was er wolle.

Ihr Tonfall war mürrisch, wie immer, wenn sie bei schlechtem Wetter Gäste bedienen musste.

»Sind Sie wegen dem Sturm hier?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dann wohl wegen Prévert? Alle kommen wegen Prévert ...«

»Ich suche ein Bett für die Nacht«, sagte er schließlich.

Sie zuckte mit den Schultern.

»Wir sind kein Hotel.«

»Und wo finde ich eins?«

»Im Dorf gibt's eins, gegenüber der Kirche ... Oder in La Rogue. Landeinwärts. Da wohnt eine Freundin vom Wirt, eine Irin, sie hat eine Pension ... Wollen Sie ihre Nummer?«

Er nickte.

»Kann ich noch etwas zu essen bestellen?«

»Es ist drei ...«

»Na und?«

»Um drei gibt's nur Schinkensandwich.«

Sie zeigte auf den Himmel und die herannahende Wolkenwand. Die Sonne blitzte dahinter hervor. In zehn Minuten würde es stockdunkel sein.

»Das wird eine Sintflut!«

»Sintflut oder nicht, sechs Austern und ein Glas Wein, bitte.«

Morgane lächelte. Lambert war ein ziemlich hübscher Kerl. Sie hatte Lust, ihn zappeln zu lassen.



»Auf der Terrasse servieren wir nur Getränke.«

Ich trank zwei Tische hinter ihm einen Kaffee. Andere Gäste gab es nicht. Sogar drinnen war es leer.

Aus den Fugen in der Wand wuchsen graublättrige Pflänzchen. Durch den Wind sah es aus, als würden sie klettern.

Morgane seufzte.

»Ich muss erst den Wirt fragen.«

An meinem Tisch blieb sie stehen und trommelte mit ihren roten Fingernägeln auf das Holz.

»Alle kommen wegen Prévert ... Warum sollte man wohl sonst kommen?«

Sie verschwand im Lokal, nachdem sie noch einen kurzen Blick über die Schulter geworfen hatte. Ich dachte, sie würde nicht mehr zurückkommen, aber kurz darauf war sie mit einem Glas Wein, Brot auf einer Untertasse und den Austern auf einem Algenbett wieder da und stellte alles vor ihn hin. Auch die Nummer der Irin gab sie ihm.

»Der Wirt hat gesagt, Austern sind okay, aber draußen ohne Tischtuch ... Und Sie sollen sich beeilen, gleich geht's los.«

Ich bestellte mir noch einen Kaffee.

Er trank den Wein. Sein Glas hielt er nicht richtig, aber er war ein Austernkenner.

Morgane stapelte die Stühle auf, lehnte sie alle gegen die Wand und machte sie mit einer Kette fest. Sie winkte mir zu.

Von da, wo ich saß, sah ich den ganzen Hafen und die *Griffue*, das Haus, in dem wir wohnten – sie mit ihrem Bruder Raphaël im Erdgeschoss, ich allein in der Wohnung darüber. Das Haus stand hundert Meter vom Lokal entfernt, am Ende der Straße, fast schon im Meer. Ohne Schutz. An Sturmtagen nur die Sintflut. Die Leute hier sagen, man müsse verrückt sein, um an so einem Ort zu leben. Sie hatten dem Haus den Namen *La Griffue* gegeben, die Zerkratze, wegen der Tamariskenäste, die wie Fingernägel klangen, wenn sie über die Fensterläden kratzten.

Früher war es ein Hotel gewesen.

Früher, wann war das?

In den Siebzigern.

Es war kein sehr großer Hafen. Ein gottverlassenes Nest, eine Handvoll Männer und ein paar Boote.

La Hague.

Westlich von Cherbourg.

Östlich oder westlich, ich verwechselte es immer.

Ich war im Herbst gekommen, mit den Wildgänsen, vor gut sechs Monaten. Ich arbeitete für das Ornithologische Zentrum von Caen, beobachtete Vögel, zählte sie. Die beiden Wintermonate hatte ich damit verbracht, das Verhalten von Kormoranen bei großer Kälte zu studieren. Ihren Geruchssinn, ihr Sehvermögen ... Stundenlang draußen, im Wind. Jetzt, im Frühling, beobachtete ich Zugvögel, zählte

die Eier, die Nester. Es war eine monotone Arbeit, genau das, was ich brauchte. Und ich suchte nach Gründen für den Rückgang der Zugvögel in der Gegend von La Hague.

Ich wurde schlecht bezahlt.

Aber ich hatte ein Dach über dem Kopf. Und noch nie einen großen Sturm erlebt.

Zwei große Silbermöwen flogen schimpfend über die Boote, den Hals gereckt, die Flügel ausgebreitet, den ganzen Körper dem Himmel entgegengestreckt. Mit einem Mal verstummten sie. Es zog weiter zu, wurde finster, obwohl es noch nicht Nacht war.

Es war etwas anderes.

Eine Drohung.

Etwas, das die Vögel zum Schweigen gebracht hatte.

Man hatte mich gewarnt: Sobald es anfängt, darf man nicht mehr draußen sein.

Die Fischer kontrollierten ein letztes Mal die Vertäuerung ihrer Boote, dann gingen sie fort, alle, einer nach dem anderen. Ein kurzer Blick in unsere Richtung.

Wenn das Meer steigt, sagt man hier, sind die Männer stärker. Die Frauen nutzen die Gelegenheit, um sich an ihnen festzuklammern, egal wo sie sind, in den Ställen oder in den Laderäumen der Boote. Sie lassen sich nehmen.

Der Wind pfiß bereits gewaltig. Seine Kraft war noch eindrucksvoller als die der Wellen. Dieser Wind, der die Männer vertrieb.

Es blieben unsere beiden Tische auf der Terrasse, und niemand mehr ringsum.

Lambert drehte sich zu mir um. Er sah mich an.

»Mistwetter!«

Morgane kam raus. »Sind Sie fertig?«, fragte sie.

Sie sammelte seinen Teller, das Brot und meine Tasse ein.

Der Wirt hatte die Latten gebracht und verrammelte schon die Tür.

»Das wird ein Tanz!«, sagte er.

Morgane sah mich an.

»Bleibst du?«

»Noch zwei Minuten, ja.«

Ich wollte zusehen, solange es möglich war. Sehen, hören, spüren.

Sie zuckte die Schultern. Ein erster Tropfen zerplatzte auf der Tischplatte.

»Schiebt eure Stühle ran, wenn ihr geht!«

Ich nickte. Lambert antwortete nicht. Dann rann sie mit verschränkten Armen los, über die freie Fläche vom Gasthof bis zur *Griffue*, erreichte die Tür und verschwand schließlich im Haus.

Ein erster Blitz zuckte irgendwo über der Insel Aurigny, ein weiterer schon etwas näher. Und dann schlug der Wind die erste Böe gegen die Mole, fast wie an einen Prellbock. Am Schuppen, in dem Max immer sein Boot repariert, klapperten die Bretter. Irgendwo schepperte ein loser Fensterladen.

Das Meer wurde härter, es wurde so schwarz, als würde etwas Unheilvolles es von innen zusammenziehen. Der betäubende Lärm des Windes mischte sich mit dem der Wellen. Beängstigend. Ich schlug den Kragen hoch und stellte meinen Stuhl weg.

Lambert rührte sich nicht. Er zog eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche. Er wirkte ruhig, gleichgültig.

»Gehen Sie?«

Ich nickte.

Es heißt, die Windböen an Sturmtagen seien die Toten, die keine Ruhe finden. Verdammte Seelen, die sich ins Innere der Häuser stürzen, um dort zu nehmen, was man ihnen schuldet. ›Man‹, das sind die, die zurückgeblieben sind, die Lebenden.

»Sieht man hier manchmal die Sterne?«, fragte er und zeigte auf den Himmel über uns.

»Manchmal, ja.«

»In der Stadt sieht man sie nämlich nicht mehr.«

Der Wind zerfetzte seine Worte.

Er hatte eine ruhige Stimme.

»Wegen der Laternen«, erklärte er.

Er hielt seine Zigaretenschachtel in der Hand. Drehte sie hin und her, eine mechanische Bewegung. Seine Anwesenheit machte die bevorstehende Ankunft des Sturmes noch beklemmender.

»Aber es ist selten, oder?«

»Was ist selten?«

Er zögerte ein paar Sekunden, dann strich er sich mit dem Daumen über die Lippen.

Ich sah ihn an, ihn, sein Gesicht, seine Augen; diese Geste, die er gerade gemacht hatte.

Gleich darauf hörte ich es pfeifen. Ich hatte noch Zeit zurückzuweichen. Der Schatten, der mich ohrfeigte, war rot. Ich spürte, wie etwas meine Wange aufriss. Es war ein Stück Blech, vielleicht zwei Hände breit. Es flog noch zehn Meter weiter, dann drückte der Wind es auf den Boden und schleifte es mit sich fort. Ich hörte es auf dem Kies kratzen. Wie Zähne auf Sand.

Meine Hand befühlte die Wange. Ich hatte Blut an den Fingern.

»Was ist selten?«, hörte ich mich zum zweiten Mal fragen, während ich immer noch auf das Blech starrte.

Er zündete sich eine Zigarette an.

»Die Sterne. In der Stadt sind Sterne am Himmel selten«, wiederholte er.

Dann zeigte er auf meine Wange. »Sie müssen das verarzten.«

Später, in meinem Zimmer, am Fenster, betrachtete ich mein Gesicht, das rote Mal, das das Blech hinterlassen hatte.

Die Schwellung war warm. Man kann sterben,

wenn man von herumfliegenden Blechen getroffen wird.

Bleche, Rost.

Er hatte von Städten gesprochen, davon, dass man dort keine Sterne mehr sieht.

Ich desinfizierte die Wunde mit etwas Alkohol und blieb am Fenster stehen. Meine nackten Füße auf den Dielen. Der Abdruck meiner Finger auf der Scheibe. Mein Zimmer mit Blick aufs Meer. Ein großes Bett mit Federdecke. Zwei abgenutzte Sessel. Auf dem Tisch die Kiste mit meinem Fernglas, meiner Stoppuhr und den Büchern über Vögel. Detaillierte Karten mit Fotokopien und Listen. Unten in der Kiste eine Handvoll Stifte. Ein Logbuch.

Sechs Monate führte ich dieses Buch schon. Ich wusste nicht, wie lange ich noch hierbleiben würde.

Früher war ich Biologiedozentin an der Universität in Avignon gewesen. Ich hatte Ornithologie gelehrt und mit meinen Studenten Vögel in der Camargue beobachtet. Ganze Nächte hatten wir dort in Pfahlhütten verbracht.

Nach dir habe ich mich zwei Jahre beurlauben lassen. Ich dachte, ich würde es nicht überleben. Und ich kam hierher.

Mein Vormieter war eines Morgens einfach verschwunden. Vermutlich hatte er die Einsamkeit nicht mehr ertragen. Er hinterließ Essen in den Schränken, Pakete mit Zwieback. Zucker in einer



Dose. Auch Milchpulver und Kaffee in kleinen braunen Packungen aus Papier, auf das ein grüner Baum gedruckt war: *Fairer Handel*.

Bücher. Ein altes Radio. Ein Fernseher, ohne Bild, nur Ton.

Zwei Flaschen unter der Spüle. Untrinkbarer Wein, Plastikgeschmack. Ich habe ihn trotzdem getrunken, allein, an einem Tag bei schönem Wetter.

Ich lief von einem Fenster zum anderen. Noch nie hatte ich einen so schwarzen Himmel gesehen. Landeinwärts, über dem Hügel, türmten sich die Wolken zu einer Bleikappe. Die Boote schaukelten. Lambert saß nicht mehr auf der Terrasse, er stand am Kai. Die Jacke geschlossen, die Hände in den Taschen, ging er auf und ab.

Noch regnete es nicht, aber die Wolken hatten sich zusammengeballt, bildeten eine bedrohliche, von Blitzen durchzuckte Wand über dem Meer, die allmählich näher kam. Der Donner begann zu grollen. Lambert lief ein paar Schritte in Richtung Mole, aber der Wind war zu stark, er kam nicht voran. Ich nahm mein Fernglas zur Hand und richtete es auf sein Gesicht. Tropfen peitschten ihm über die Wangen.

Er blieb minutenlang stehen, dann blitzte es, und der Regen stürzte herab.

Am Hafen stand nur ein Auto, seins. Keine Menschenseele, nur wir drei in der *Griffue*.

Wir drei, und er draußen.

Er stand im Regen.

Eine erste Welle spritzte über die Mole. Andere folgten. Und gleichzeitig setzte Höllenlärm ein. Ein Vogel, wohl von der Wucht des Windes überrascht, prallte gegen mein Fenster. Es war eine große Silbermöwe. Sie blieb ein paar Sekunden mit erstauntem Blick kleben, dann ergriff der Wind sie wieder, riss sie weg und trug sie fort.

Das Gewitter explodierte. Die Brandung schlug gegen das Haus. Ich drückte das Gesicht ans Fenster und versuchte hinauszusehen. Die Laternen waren erloschen, es war stockfinster. Im Leuchten der Blitze schienen die Felsen, die den Leuchtturm umgaben, zu bersten. So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Als ich zum Hafen schaute, sah ich, dass Lamberts Auto nicht mehr dastand. Es fuhr in Richtung Dorf. Die Rücklichter entfernten sich. Und dann nichts mehr.

Es dauerte Stunden, eine wahre Sintflut. Bis man nicht mehr sagen konnte, wo Land war und wo Wasser. Die *Griffue* schwankte. Ich wusste nicht mehr, ob der Regen gegen die Scheiben peitschte oder ob die Wogen so hoch schlugen. Mir wurde schlecht. Also blieb ich einfach stehen, die Wimpern an der Scheibe; mein Atem war heiß, ich hielt mich an den Wänden fest.

Unter der Gewalt des Sturms schlangen sich die schwarzen Wellen wie Leiber ineinander. Es waren schwer beladene Wasserwände, die vorwärtsgepeitscht wurden, ich sah sie kommen, mit Angst im Bauch, Wände, die an die Felsen prallten und unter meinem Fenster zusammenstürzten.

Diese Wellen, diese Brandung.

Ich fand sie großartig.

Sie machten mir Angst.

Es war stockdunkel. Mehrmals dachte ich, der Wind werde das Dach abreißen. Ich hörte die Balken knacken.

Ich zündete Kerzen an. Sie zerschmolzen, weißes Wachs floss auf das Holz des Tisches. Ein seltsamer heißer Film. Im Licht eines Blitzes sah ich den

Kai, der völlig überschwemmt war, als sei das Meer über das Land getreten und habe alles verschlungen. Es hörte nicht auf zu blitzen. Blitze wie Eisenstangen. Raphaël war in seinem Atelier, dem großen Raum direkt unter meinem Zimmer. Ein Holzbo-  
den trennte uns. Ich hörte ihn, und ich konnte ihn auch sehen, ich musste mich nur auf den Boden legen und mein Auge gegen einen kleinen, nur ein paar Millimeter breiten Spalt zwischen den Dielen unter dem Teppich pressen.

Alle sagten, es sei unmöglich, hier zu leben, so nah am Meer. So nah, dass man dachte, man sei drin.

War es Tag? Nacht? Ich versuchte zu schlafen, doch es war zu warm unter der Decke. Zu kalt ohne. Ich schloss die Augen, sah das Blech vor mir. Seinen Schatten. Ich hörte Lamberts in die Dunkelheit getauchte Stimme, das unangenehme Schaben des Blechs. Das Ticken der Uhr an meinem Handgelenk, alles vermischte sich. Ich wachte auf, schwitzend.

Das Ofenrohr führte durch mein Zimmer, es wärmte die Luft und ging durchs Dach nach draußen. Das Rohr war aus Weißblech. Die Hitze ließ es vibrieren.

Raphaël lief umher, ich hörte seine Schritte wie die eines Raubtiers in seinem Käfig, er hatte wohl Angst um seine Skulpturen. Nichts als Gips und

Lehm. Er sagte, es müsse nur eine Scheibe zerspringen, und alles sei hin.

Seinen Ofen stopfte er mit Holzscheiten voll, als könnte das Feuer das Meer zurückweichen lassen.

Ich hörte, wie er brüllte:

»Das Haus hat gehalten, es wird weiter halten!«

Ich drückte mein Gesicht an die Spalte. Er hatte die großen Kerzen angezündet. Mit den Statuen wirkte sein Atelier wie eine Kirche.

Dann sah ich mir meine Verletzung im Licht einer Kerze an. Die Wunde war dunkel geworden, beinahe violett. Ich wärmte meine Handfläche an der Kerzenflamme, legte sie an die Wunde.

Ich steckte Streichhölzer ins Wachs und starrte weiter auf den rostigen Fensterrahmen. Am Ende erinnerte die Kerze an eine Voodoo-Puppe.

Die Leute hier nennen mich *La Griffue*, sie nennen mich auch *La Horsaine*, die Zugereiste, die, die nicht hier geboren ist. Alle, die hier vor mir gewohnt haben, bezeichneten sie so. Auch diejenigen, die nach mir kommen, werden sie so rufen. Und jemand wird kommen.

Raphaël nennt mich Prinzessin.

Für Lili bin ich Miss.

Für dich war ich *die Düstere*. Du sagtest, es sei wegen meiner Augen und wegen all dem, was sie bedrücke.

Seit Monaten bin ich ohne dich. Dein Fehlen besetzt alles. Es verschlingt sogar die Zeit. Sogar dein Bild.

Mit dem Morgen enthüllte das Tageslicht eine tote Heide. Noch immer regnete es, und der Wind pfiff. Er glitt über die Wasseroberfläche, riss lange Fetzen von fettem Schaum los und warf sie woanders wieder ab. Traurige Pakete. Im Hafen kämpften die Boote, um nicht zu sinken.

Ein Auto kam vom Dorf herunter und blieb dann stehen. Es machte kehrt, ehe es den Kai erreicht hatte.

Der Wind drehte, es war jener Augenblick der Stille, in der das Meer die Wellen hochhebt und wieder mit zurücknimmt.

Ich schlief, um ein paar Stunden von den langen schlaflosen Nächten nachzuholen. Vergangenen Nächten. Kommenden Nächten.

Später trank ich Kaffee, wühlte im Schrank in einem Stapel von *Paris Match*-Zeitschriften, alte Nummern, darunter die Hochzeit von Grace Kelly und der Tod von Jacques Brel. Schwarz-Weiß-Fotos. Alte Zeitungen. Ich förderte Staub zutage, Fetzen von Papier, das die Ratten angenagt hatten. Ein Vogelskelett. In einer Zeitschrift fand ich ein Foto von Demi Moore. Ich legte es beiseite, um es Raphaël zu geben.

Ich entdeckte eine Biographie über Teresa von Ávila und das Tagebuch von ETTY HILLESUM. Eine Postkarte von Hopper zwischen den Seiten eines Buches, ein Mädchen an einem Tisch in einem Café. Die Wände grün gestrichen. Ich legte das Buch zurück und behielt die Karte.

Dann ging ich in den Flur. Die Nordwand war feucht. Entlang der Scheuerleisten und auf den Stufen sickerte Wasser ein. Die weißen Spuren an den Wänden kamen vom Salz.

Rechts befand sich der Lichtschalter. Die Wand bröckelte. Die Tapete hielt nicht. Sie löste sich in großen Bahnen, die wie Vorhänge herabhingen. Andere Türen führten zu leeren Zimmern. Ein altes Telefon mit grauer Wählscheibe war am unteren Ende der Treppe an der Wand befestigt – schon lange außer Betrieb. Wenn wir telefonieren mussten, benutzten wir die Zelle am Kai, dazu brauchte man eine Karte. Sonst konnte man auch zu Lili gehen oder zum Gasthof am Hafen.

Raphaël sagte, im Notfall müsste man auf die Knie fallen und beten. Darüber konnte er lachen.

In der Diele hing eine ganze Reihe hölzerner Briefkästen. Auf einem stand Raphaëls Name: R. Delmarte, Bildhauer. Es gab noch andere Namen, aufgeklebte, halb abgelöste Etiketten. Und ein Schild aus Emaille: *Bitte die Tür schließen*. Das stammte von früher, als das Haus noch ein Hotel gewesen war.

Später wurden hier möblierte Zimmer vermietet. Die Leute waren alle weggegangen. Die Etiketten waren geblieben.

Ein ausgestopfter Hund stand auf einem Regalbrett über der Tür. Raphaëls Hund. Er hieß Diogène. Angeblich war er vor langer Zeit in einer Gewitternacht gestorben – vor Angst. Die Panik hatte ihm den Magen umgedreht. Das kommt bei Hunden manchmal vor.

Ich ging mit vorsichtigem Schritt die Treppe hinunter, die Hand um das Geländer geklammert.

Raphaël stand im Flur. Er hatte die Haustür einen Spalt geöffnet, versuchte hinauszusehen, vor die *Griffue*. Es war zu dunkel, zu viel Wind und einfach unmöglich, auch nur ein Stück vom Hof zu erkennen.

Er schloss die Tür wieder.

»Wir müssen warten.«

»Was ist denn da passiert?«, fragte er, als er meine Wange sah.

Ich legte die Hand drauf.

»Das war ein Stück Blech, das durch die Luft geflogen ist ...«

»War es verrostet?«

»Ein bisschen ...«

»Hast du es desinfiziert?«

»Ja.«

Er sah sich die Wunde an und verzog das Gesicht.



Er hatte zwei Jahre in den Slums von Kalkutta verbracht. Ab und zu sprach er davon, was er dort gesehen hatte.

»Bist du geimpft?«

»Ich habe Alkohol draufgemacht.«

Er zuckte mit den Achseln.

Der Fernseher lief. Morgane schief zusammengerollt auf dem Sofa, eine Hand geschlossen vor dem Mund. Mit ihren runden Hüften und den schweren Brüsten glich sie einer Skulptur von Botero. Die Ratte schlief bei ihr, versteckt zwischen den üppigen Bauchfalten.

Raphaël ging zu seiner Schwester.

»Ich frage mich, wie sie bei so einem Getöse schlafen kann.«

Er hob eine Haarsträhne hoch, die über ihrem Gesicht lag, und strich sie hinter ihr Ohr. Eine unendlich zärtliche Geste. Die Strähne fiel wieder nach vorn.

Er wandte sich ab.

Er kochte Kaffee.

Seine Bewegungen waren langsam. Er hatte Zeit, wie alle hier.

Morgane roch den Kaffee. Sie gähnte und schob die Decke weg, ohne wirklich die Augen zu öffnen. Dann schleppte sie sich bis zu uns.

»Morgen, ihr beiden.«

Ihr Haar war zerzaust, der Rock zu kurz über zu breiten Hüften. Sie schmiegte sich an ihren Bruder.

»Heut Nacht hat's ein bisschen geknallt«, sagte sie.

Raphaël lächelte.

»Ein bisschen, stimmt ...«

Ich sah sie an. Ich war knapp über vierzig, Raphaël knapp darunter. Morgane war die Jüngste, dreißig im Juli. Ein Nachzügler, pflegte sie zu sagen, das sind die Schönsten!

Sie trank einen Schluck aus Raphaëls Tasse. Das machte sie oft. So wie ich bei dir. Früher. Morgens. Ich habe mich an dich gedrückt, weil ich deine Wärme brauchte. Danach war dir immer so kalt gewesen, bis du es nicht mehr ertragen hast.

Raphaël machte die Tür auf. Wir sahen uns an und gingen los, alle drei, seltsame Überlebende, die Füße in unseren Stiefeln. Überall lagen Äste. Riesige Pfützen. Der Wind pfiff immer noch, aber er hatte an Kraft verloren. Das Boot von Max hatte standgehalten, da lag es, geborgen unter seinem Schutzdach, gut verkeilt.

Wir liefen einmal ums Haus, dann in den Garten. Meerseite. Es roch nach Salz.

Ich fand den zerfetzten Körper der großen Möwe, die gegen meine Scheibe geprallt war. Halbe Balken, zerbrochene Kisten.

Die Wellen hatten nachgelassen. Das Ufer war mit einer dicken gelben Schaumschicht bedeckt, darin überall Algen in Büscheln wie kräftige Haarbälle, die jemand dort ausgespien hatte.

Die alte Nan stand auf der Mole, die Arme über dem Bauch gekreuzt. Dort, lange vor allen anderen, aufrecht, reglos, ihr Kruzifix in der Hand, stellte sie sich dem Meer entgegen. Sie trug ihr Sturmgewand, ein langes schwarzes Kleid, ein dicker Stoff; wer sie kannte, sagte, dass man darin mit schwarzem Faden gestickte Wörter lesen könne. Wortfä-

den. Und dass diese Wörter ihre Geschichte erzählten.

Nans Geschichte.

Man sagte auch, dass sie einst einen anderen Namen gehabt habe, dass aber die Ihren diesen Namen mitgenommen hätten. Ihre Toten, eine ganze Familie, im Meer verschwunden. Sie stand dort, weil sie glaubte, dass das Meer sie ihr eines Tages zurückgeben würde.

Die ersten Autos kamen zum Hafen. Leute aus dem Dorf. Ein Fischer erzählte, dass ein Frachtschiff auf dem Weg nach Norden eine Ladung Bretter verloren habe und dass der Wind sie nun hierhertreibe. Die Nachricht sprach sich schnell herum. Ein Traktor hielt am Straßenrand, so nah am Strand wie möglich. Ein paar Lieferwagen. Max kam. Er umarmte uns alle, weil sein Boot standgehalten hatte. Dann wartete er neben einer Gruppe von Männern auf die verlorene Fracht, die Hände in den Taschen, der Körper etwas verloren in der großen blauen Leinenjacke.

Die Männer sprachen miteinander, ohne das Meer aus den Augen zu lassen. Ich starrte in die Richtung, in die sie blickten. Das Licht tat meinen Augen weh. Früher lebte ich im Süden. Dort gab es zu viel Licht. Meine Augen sind zu blau. Meine Haut zu weiß. Ich verbrannte sogar im Winter.

Ich verbrenne immer noch. Man brennt immer. Jeder auf seine Art.

Sie kamen zu Dutzenden, Bretter wie Körper. Helle Schatten auf den fast schwarzen Wellen, und die Schatten schwankten. Getragen. Alle bewegten sich zu den Männern hin. Die alte Nan ging näher ans Wasser. Sie sah aufs Meer, in die Täler zwischen den Wellen. Sie kümmerte sich nicht um die Bretter.

Die Männer sprachen nicht mehr. Oder nur sehr wenig. Ein paar Worte, um das Wichtigste zu sagen. Es waren kaum Frauen dabei. Wenige Kinder.

Auch die Polizei war vor Ort, sie notierte Namen, Autokennzeichen.

Das Frachtschiff hatte die Anker ausgeworfen, man sah es weit draußen, genau dort, wo sich seine Ladung losgemacht hatte. Ein Polizeischnellboot war von Cherbourg gekommen. Lambert stand am Hafen. Allein, etwas abseits, in seiner Lederjacke. Ich fragte mich, was er dort tat, und richtete das Fernglas auf sein Gesicht. Der kantige Kiefer, schlecht rasiert. Die dicke Haut von ein paar tiefen Falten durchzogen. Die Hose zerknittert. Schwer zu sagen, ob er bei der Irin oder in seinem Auto geschlafen hatte.

Am Strand machten sich die Männer weiter bei den angespülten Brettern zu schaffen. Der Geruch nach Schlamm mischte sich mit dem der Menschen und mit dem scharf riechenden Schweiß eines Pferdes.

Ich folgte den Männern.

Ein Auto fuhr auf uns zu. Einen Moment lang standen wir alle im gelben Licht der Scheinwerfer. Lambert trat näher, das Gesicht vom Lichtkegel erhellt. Dann entfernte sich das Auto, und sein Gesicht wurde von der Dunkelheit verschluckt.

Ich hörte ihn sagen: »So muss das Ende der Welt sein.« Vielleicht wegen des Lärms und dieser Männer fast im Meer.

»So, ja ... Nur schlimmer«, antwortete ich.

Die alte Nan hatte sich von den Brettern abgewandt. Sie ging von einem Mann zum anderen, sah forschend in jedes Gesicht. Selbst in die Gesichter der Kinder, die sie mit gierigem, verzweifeltem Blick zwischen den Händen hielt und die sie gleich wieder zurückstieß, um sich einem anderen zuzuwenden – sogar dem Gesicht von Max. Die Kinder ließen es geschehen, man hatte es ihnen erklärt. Ihr braucht keine Angst zu haben, sie sucht jemanden. Die meisten hier hatten Angst vor ihr. Und auch wer keine Angst hatte, ging ihr aus dem Weg.

Der Saum ihres Kleides war durchs Wasser geschleift, jetzt streifte er durch den Sand. Als sie Lambert sah, vergaß sie alle anderen. Sie krallte ihre Hand in den schweren Stoff des Kleides und ging auf ihn zu, bis sie vor ihm stand. Sie sah ihn an, ihre Augen plötzlich verstört unter der weißen Mähne. Mit der Hand berührte sie sein Gesicht, blitzschnell, er hatte keine Zeit zurückzuweichen. Sie hatte War-

zen an den Händen. Sie hätte sie verätzen können, es gibt tausend Arten, allen hier sind sie bekannt, Äpfel, Spucke, Pisse ... Ich glaube, sie hatte sich an ihre Warzen gewöhnt. Manchmal streichelte sie sie. Ich hatte sie schon daran lecken sehen.

Lambert schubste sie weg.

»Die Fische essen die Augen«, sagte sie mit ihrer Grabesstimme und legte den Kopf zur Seite.

»In Mondnächten steigt das Blut an die Oberfläche. Man hört die Schreie ...«

Sie lächelte seltsam. Schließlich wandte sie sich von ihm ab, wie zuvor bei den anderen, kehrte aber wieder zurück, mehr verwirrt als verrückt. Erneut erforschte sie sein Gesicht ganz genau, die Stirn, die Augen ...

Sie öffnete den Mund.

»Michel ...«

Ihr Lächeln war ebenso kurz wie wild.

»Du bist zurückgekommen ...«

Ringsum arbeiteten die Männer unbeeindruckt weiter.

»Ich heiße Lambert.«

Wieder dieses schreckliche Lächeln, sie schüttelte den Kopf, mehrmals, mit heftigen Bewegungen.

»Du bist Michel ...«

Sie wiederholte es, zwischen den kreidigen Falten ihrer Lippen.

Normalerweise klammerte sie sich an ein Ge-

sicht und ging zum nächsten weiter. Bei Lambert aber war es anders, sie hatte Lust, ihn zu berühren, es war wie ein Zwang. Sie fuhr ihm immer wieder über die Wange – für einen Moment war ihr Lächeln beinahe friedlich.

Es war zum Schaudern, ihre Hand auf seinem Gesicht zu sehen, diese sicherlich kalte Berührung einer unbekanntenen Haut.

Lambert stieß sie weg, zu brutal, die Männer drehten sich nach ihm um. Nan sagte nichts, sie nickte, als gehe es um ein Geheimnis zwischen ihnen beiden, und wandte sich schließlich ab.

Ihr zerknittertes Kleid, der Saum nass und voller Sand.

Lambert schämte sich seines Verhaltens und auch, weil die Männer stehen geblieben waren und leise miteinander sprachen.

Nan ging fort, die Zipfel ihres großen Tuchs um die Schultern zusammengezogen. Sie lief ans Wasser, blieb stehen und drehte sich dann um. Es kam mir so vor, als lächelte sie noch immer.

»Manchmal ist sie so«, sagte ich zu ihm.

»Wie, so?«

»Ein bisschen verrückt.«

Lambert ließ sie nicht aus den Augen.

»Ihre ganze Familie ist im Meer ertrunken, ein Bootsunglück, am Tag einer Hochzeit. Sie war sieben Jahre alt. Bei Sturm glaubt sie, jedes unbe-



kannte Gesicht sei ein vom Meer Zurückgegebener.«

Er nickte.

Er sah immer noch zu Nan.

»Ich glaube, ich kenne ihre Geschichte ...«

Er sah mich an.

»Ich war damals in den Ferien hier, das ist sehr lange her ... Erzählen Sie mir mehr darüber.«

»Die beiden Familien sind in ein Boot gestiegen, um eine Fahrt aufs Meer zu unternehmen. Das Wetter war schön. Nan war zu klein, um sie zu begleiten. Als das Boot zu schaukeln begann, dachten die Spaziergänger am Ufer, es sei nur Spaß. Plötzlich fiel eine Frau ins Wasser, dann eine zweite. Dabei konnten sie alle das Meer so gut. Das Boot ist schließlich untergegangen. Nan hat am Hafen gestanden, sie hat alles gesehen, alles gehört. Ihre Haare sind in einer Nacht weiß geworden.«

»War nicht auch ein Hund an Bord?«

»Ein Hund? Ja, da war einer.«

»Meine Mutter hat mir die Geschichte erzählt.«

Er sah aufs Meer hinaus.

Ich beobachtete ihn. Sein Gesicht war wie vom Zufall gezeichnet, wie eine rasch hingeworfene Skizze.

Unregelmäßige Züge in dicker Haut.

»Es war ein kleiner Hund«, bemerkte ich. »Er ist bis zu einem Felsen geschwommen und hat sich an

ihm festgeklammert ... Man erzählt sich, dass der Körper des Bräutigams gefunden wurde. Der seiner Frau jedoch nicht. Andere sagen, es war genau andersrum.«

Wir liefen ein paar Schritte am Ufer entlang. Er wollte das Ende der Geschichte hören. Ich erzählte ihm, dass sich der Hund so lange festgehalten hatte, wie er nur konnte, dass ihn das Meer aber schließlich mitgerissen habe.

Er nickte wieder und sagte, dass er sich an das Glockenläuten erinnere.

»Die Glocken läuten jedes Mal, wenn es Tote gibt.«

Sein Gesichtsausdruck war sehr eigenartig, als er das sagte.

»Das Meer hat sie alle verschluckt, wie es das Boot und den Hund verschluckt hat. Es hat Wochen gedauert, bis es den einen oder anderen wieder zurückgegeben hat. Manche Körper jedoch hat es behalten, es waren weder die schönsten noch die jüngsten.«

Wir liefen weiter. Der Wind war kalt, feucht von der Gischt. Max kam dicht an uns vorbei. Er trug ein langes Brett mit sich. Lambert blickte ihm lange nach, dann schaute er wieder zum Ufer, dorthin, wo Nan stand. Das Schwarz ihres Kleides verschmolz mit dem Schwarz des Meeres. Von weitem sah man nur ihr dichtes, langes weißes Haar.

»Warum hat sie mich Michel genannt?«

»Sie hat Sie verwechselt. Ein Onkel, ein Bruder, wer weiß.«

Er nickte, blieb stehen und zog eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche.

»Kommen Sie von hier?«

»Nein, aber diese Geschichte hört man schnell, man muss sich nur eine Weile hier aufhalten.«

Er riss ein Streichholz zwischen den Fingern an und entzündete seine Zigarette.

»Die weißen Haare, das kommt vom Melanin«, sagte er und atmete den ersten Zug aus. »Wenn man Angst hat, verschwindet mit dem Melanin die Farbe.«

Ich nickte.

Seine Haare wurden an den Schläfen grau, ich fragte mich, ob er Angst gehabt hatte.

Mittags nahm ich wie üblich meinen Tisch am Aquarium ein. Hummerhüterin!, hatte der Wirt gesagt, als ich zum ersten Mal kam. Er hatte mir diesen Platz gegeben. Der Tisch für Einzelgänger. Nicht der beste, nicht der schlechteste. Mit Blick auf den Saal und auf den Hafen.

Wegen des Sturms gab es kein Menü. Der Wirt hatte es ausgehängt: *Heute Minimalservice*.

Er zeigte mir das Fleisch, Lammkoteletts, die auf dem Rost im Kamin brutzelten.

Die Polizisten standen an der Bar.

»Ein Schiffbruch ist für die Leute von hier wie eine Vorsehung!«, sagte der Wirt.

Die Polizisten antworteten nicht. Sie waren daran gewöhnt, außerdem waren sie hier geboren, irgendwo zwischen Cherbourg und Beaumont. Sie kannten alle hier.

Der Wirt brachte mir fürs Erste ein paar Krabben und ein Glas Wein.

Ich sah aus dem Fenster zu den Brettern, die immer noch angeschwemmt wurden, und zu den Männern, die sie erwarteten.

Lambert stand am Hafen.

Die alte Nan war verschwunden.

Am Abend nahm das Meer die Bretter wieder mit, und wir versammelten uns alle bei Lili. Für ein paar Stunden drängten sich die Männer, die gerade ankamen, am Tresen und stellten sich zu denen, die schon da waren. Die Kinder kauften Erdnüsse, die sie im hinteren Saal, mit dem Rücken am Flipper lehnend, aßen. Es roch nach Wolle, nach feuchter Kleidung, die zu dampfen anfang, wenn sie mit dem Körper in Berührung kam.

Max stand am Tresen, Lili hinter ihrer Theke. Sie hatte ihr Nylonkleid angezogen, rosa und weiße Rauten, darüber eine Schürze.

Als sie mich reinkommen sah, winkte sie mir zu:  
»Geht's gut?«

Ich nickte und schlängelte mich zwischen den Tischen durch. Es war überall viel los, nur nicht hinten bei der Mutter. Ich ging zu ihr.

Lili hatte mich schon immer geduzt, auch als sie erfahren hatte, dass ich die aus der *Griffue* bin und dass ich gekommen war, um anstelle ihres Vaters Vögel zu beobachten. Von ihrem Vater sprach sie nie.

Als sie vom Schiffbruch erfahren hatte, hatte sie Gemüse gekocht, einen großen Eintopf mit Speck-

würfeln und Würsten. Sie genoss die Gesellschaft der Männer in ihrem Bistro. Diese Gemeinschaft; diese Atmosphäre besonderer Wärme, wenn die Müdigkeit sich breitmachte, die Männer dösten oder weiterredeten, um nicht einzuschlafen.

»Guten Tag, Mutter.«

Wir nannten sie alle so: *Die Mutter*. Sie sah mich nicht an, sondern schlürfte ihre Suppe weiter wie ein durstiges Tier, vorgebeugt, die Augen auf den Teller gerichtet. Sie war so alt, dass ich sie für alterslos hielt.

Von Lili durfte man nichts Kompliziertes verlangen, wenn das Bistro voll war. Von der Suppe schenkte sie zwei Kellen für zwei Euro pro Schale aus. Für alle, die keine Suppe mochten, hatte sie Glühwein oder einen grünen Likör, den sie in Gläsern ohne Fuß servierte. Denen, die gar nichts mochten, wies sie die Tür.

Es war voll. Es war warm. Ich zog den Pullover aus.

Als Lambert hereinkam, drehten die Männer die Köpfe. Ein Unbekannter im Café! Auch Lili schaute auf. Ich beobachtete den Moment, in dem sie sich ansahen. Ein paar Sekunden dauerte er, dann wandten sie sich fast gleichzeitig ab. Ich spürte, dass sie sich kannten.

Lambert ging zwischen den Tischen hindurch, er fand einen Platz, und Lili servierte weiter.

Ringsum wurden die Gespräche wieder aufgenommen. Alle sprachen vom Schiffbruch, von diesem und von anderen Schiffbrüchen, denen der Vergangenheit. Von Frauen, die nachts auf die Steilküste kletterten, Feuer entzündeten, um sie herumtanzten und ihre Röcke fliegen ließen. Es waren alte Geschichten mit seltsamen Namen, Mylène, die schöne Béatrix, Namen, die sich mit anderen mischten. Ich hörte ihnen zu, von Hexen war die Rede und von Kröten. Im allgemeinen Lärm übertönten sich die Stimmen, ich hörte sie über *Goublins* und *Milloraines* sprechen, über Rohrweihen, Waldmolche, alte Eichen und Rotahorn ...

Die Männer erzählten auch Geschichten, in denen die Röcke der Frauen schuld am Untergang der Boote waren.

Die Kinder schliefen schließlich eines nach dem anderen ein, sie dösten, die Köpfe auf den Armen oder zusammengerollt auf dem Schoß ihrer Mütter. Selbst im Schlaf zuckten ihre Lider. Sie träumten von Feuern und Schätzen.

Die Mutter steckte den Löffel in ihre Schale. Sie sah mich von unten an, den Mund halb geöffnet.

»Und der Alte?«, knirschte sie.

Lili hatte gesagt, man dürfe ihr nie antworten, wenn sie von Théo sprach.

Ich blieb stumm.

Sie ließ nicht ab: »Der Alte, wo ist er?«

»Es ist dunkel ...«, sagte ich, drehte mich um und zeigte aufs Fenster.

»Im Dunkeln gehen die Alten nicht raus, das sind doch keine Katzen.«

Sie schlürfte weiter.

Die kleine Bachstelze schlüpfte zwischen den Tischen hindurch. Sie schmiegte sich an mich. Sie war ein seltsames kleines Geschöpf, eine Wilde mit einem Fingerabdruck über der Lippe, einer schlecht operierten Hasenscharte. Sie lebte auf dem Bauernhof gleich nebenan. Sie sprach wenig. Ich hatte sie lieb gewonnen.

»Müsstest du nicht im Bett sein?«

Sie wühlte in ihren Taschen und holte eine Handvoll kleiner gelber Münzen hervor, die sie mir zeigte. Dann legte sie sie vor Lilis Nase auf den Tresen. Lili sagte etwas zu ihr, und die Bachstelze nickte.

Man erzählte sich, der Abdruck auf ihrem Mund stamme von einem *Goublin*, der sie berührt und damit fürs Leben gezeichnet hatte, als sie erst ein paar Tage alt gewesen war. Man sagt, derjenige, dem die Bachstelze ihr Mal verdanke, sei eines Nachts aus dem Felsen von Câtet gekommen und habe die Abwesenheit ihrer Mutter ausgenutzt, um die Kleine in ihrer Wiege zu zeichnen.

Kinder mit einem solchen Mal sind hässlich, aber sie werden von Feen geschützt.



Ich sah mich um. Lambert rauchte und hörte zu, was die Männer erzählten. Er sprach mit niemandem, und niemand schien auf ihn zu achten. Außer Lili. Mehrmals ertappte ich sie dabei, dass sie ihn ansah. Ein Blick, der hängenblieb.

Hier kannten sich alle.

Sie sah Lambert nicht wie einen Fremden an.

Die Bachstelze kam wieder zu mir, sie schob sich zwischen Stuhl und Wand, machte ihre Hand auf und zeigte mir, was sie gekauft hatte – eine Zuckerstange, runde Bonbons und drei kleine Toffees in durchsichtigem Papier.

Es war fast Mitternacht, als die Männer einer nach dem anderen das Lokal verließen, mit langsamen Schritten verteilten sie sich im Dorf.

Der Vater der Bachstelze war einer der Letzten, die heimgingen. Seine Sohlen klangen schwer. Ich traf ihn unterwegs. Er führte ein Pferd am Zügel, ein riesiges Tier mit kräftigem Nacken, dick wie ein Ochse. Die Hufeisen schlurften über die Straße.

Die Stiefel des Vaters.

Der Hund, der ihm folgte.

Und noch dahinter die Kleine, mit einer Hand an den Wagen geklammert. Die Augen fast geschlossen. Schwankend. An den Füßen Wanderschuhe, deren zu kurze Schnürsenkel nicht durch alle Löcher gingen.



Claudie Gallay

**Die Brandungswelle**

Roman

Taschenbuch, Leinen, 704 Seiten, 9,0 x 15,0 cm

ISBN: 978-3-442-74622-4

btb

Erscheinungstermin: April 2013

Berührende Geschenke der besonderen Art - Bedrucktes Ganzleinen mit Lesebändchen

La Hague im Nordwesten der Normandie: Nur wenige wohnen hier, am Ende der Welt, am Meer, dort, wo die Menschen ebenso schroff sind wie die Natur und das Leben vom Wind, vom Wetter, von den Gezeiten bestimmt wird – bis eines Tages Lambert auftaucht. Eigentlich werden Fremde hier von den Einheimischen argwöhnisch beäugt, aber Lambert gehört irgendwie dazu. Vor vierzig Jahren starben seine Eltern und sein Bruder bei einem Bootsunglück. Nun ist er zurückgekommen, um das dramatische Unglück von damals aufzuklären. Und allmählich bröckelt die Wand des Schweigens, hinter der jeder Dorfbewohner ein Geheimnis zu verbergen scheint ...

 [Der Titel im Katalog](#)